

I. Lassen wir uns infizieren?!

Pandemie Hermeneutik

Hier schreiben eine Bibelwissenschaftlerin, ein interkultureller Theologe und ein Systematiker, die ausloten, was sie aus ihrer jeweiligen Fachperspektive zu einer theologischen Auseinandersetzung mit der Covid-19-Pandemie beitragen können. Das Buch ist gemeinsam verfasst und verantwortet. Konform den Hygienekonzepten haben wir dabei neue Schreibformen erprobt. Der Text im Entstehen war in einem seafile-Ordner gespeichert, in dem wir alle drei online schreiben und Textfragmente einfügen konnten, auch synchron. Begleitend haben wir uns regelmäßig per Videokonferenz zu Kachelgesprächen getroffen, oft mit geteiltem Bildschirm, um neue Ideen gleich notieren zu können. Terminologisch haben wir uns um Kohärenz bemüht, stilistische Eigenheiten bleiben erkennbar. Wo wir unterschiedlicher Meinung waren, haben wir das diskutiert und wieder in den Text einfließen lassen. Dabei sind gelegentlich auch divergierende Perspektiven sichtbar geblieben.

Wir befanden uns bei alledem durchaus in einer privilegierten Situation. Nicht nur, dass wir das nötige technische Equipment zur Verfügung hatten, wir konnten auch in relativer Sicherheit aus dem Homeoffice bzw. unseren Büros in einer Universität im Lockdown arbeiten. Die alte Unterscheidung in *blue* und *white collar jobs* ist durch die Pandemie wieder in ihrer ganzen Härte sichtbar geworden. Supermarktkassiererinnen, Postboten, Pflegepersonal, um nur einige Berufsgruppen zu nennen, denen wir im täglichen Leben auch im Lockdown an ihrem geregelten Arbeitsplatz begegnen, sind der Ansteckungsgefahr in ganz anderem Maße ausgesetzt. Auch Einkommensgefälle und unterschiedliche Existenzsicherheiten wurden durch das Virus schonungslos offengelegt.

An unseren Küchentischen saßen keine Kinder, die im Homeschooling betreut werden mussten. Geteilt haben wir die schmerzhaft Erfahrung der Kontaktbeschränkungen mit Familie, Freunden und Freundinnen. Der Kulturverlust durch geschlossene Museen und Theater mag als Luxusproblem gelten, hat aber doch viele Existenzen beschädigt und

unser Leben stiller und ärmer gemacht.¹ Der Lockdown der Kirchen in der Osterzeit 2020, die digitalen Gottesdienstformen und die Kurz-Gottesdienste ohne Gemeindegesang haben ebenfalls die Erfahrung von Gemeinschaft erschwert. Die Wahrnehmung von körperlicher Co-Präsenz und die unbeschwerte Begegnung fehlte aber auch im Privaten, im Sport, auf der Yogamatte, im Alltag.

Sorge bereitet haben uns unsere Studierenden, vor allem die Erstsemester, die die Universität bisher nur digital kennengelernt haben und auf die existentiell wichtigen und prägenden persönlichen Kontakte mit Kommiliton:innen und Dozierenden verzichten mussten. Die Kinder und Jugendlichen waren lange die Vergessenen der Pandemie. Digitale Lehre dialogisch gestalten zu wollen, hat uns schon in einem der reichsten Länder der Erde täglich an die Grenzen dessen, was uns technisch zur Verfügung stand, geführt, überlastete Netzwerke, instabile Verbindungen, alte Laptops, fehlende Kameras und wenig überzeugende Software. Für Kolleg:innen aus dem globalen Süden war es ein schwacher Trost zu hören, dass auch wir zu kämpfen haben. Dort war oft überhaupt nur noch in kleinen social media-Gruppen Kommunikation möglich. Studierende streikten in Solidarität mit denjenigen, die völlig abgehängt auf dem Land noch nicht einmal hieran teilnehmen konnten. Wir haben die Erfahrungen der

¹ Dennoch verwundert es, wenn neben den üblichen Verschwörungstheoretikern und Schmierenkomödianten der Branche auch Stars wie Nena Sympathien für Querdenkerdemonstrationen zeigen. Die Aktion #allesdichtmachen, am 22.04.2021 online gegangen, an der sich 50 Vertreter:innen der deutschen Schauspielelite beteiligt haben, unter ihnen viele Darsteller:innen des Krimi-Flaggschiffs des öffentlich-rechtlichen Fernsehens Tatort, hat eine Kontroverse ausgelöst, an der sich auch viele Kolleg:innen beteiligt haben, die nicht mitgemacht haben. Was als Satire daher kommt, wird vielfach als Zynismus wahrgenommen, ohne Empathie für die Toten und Schwerkranken samt ihrer Angehörigen und das völlig überarbeitete Pflegepersonal. Das Ganze scheint aus einem Guss und von den Tatort-Regisseuren Dietrich Brüggemann unter Mitwirkung von Thomas Bohn inszeniert. Verbindungen in die Querdenkerszene legten sich nicht nur über den Betreiber der Website Bernd Wander, sondern auch den Mediziner Paul Brandenburger nahe. Meinungs- und Kunstfreiheit sind ein hohes Gut, aber dass viele Teilnehmende selbst es offensichtlich nicht für nötig gehalten hatten, nach dem dahinterstehenden Konzept zu fragen und sich hinterher dem Gespräch größtenteils verweigert haben, irritiert dann doch. Wir brauchen einen kritischen Diskurs über die Corona-Politik der Regierung und unseren Umgang mit der Pandemie, aber er kann nur im Andenken der Opfer geführt werden.

Pandemie auf unterschiedliche Art und Weise zum Gegenstand unserer Lehrveranstaltungen und Forschungen gemacht, dabei haben wir selbst im Dialog mit Studierenden und internationalen Kolleg:innen viel gelernt. Aus dieser *social location* und in diese Situation hinein ist dieses Buch geschrieben.

Lassen wir uns infizieren?!, so lautet die Ausgangsfrage dieses Kapitels. Infizieren, von lateinisch *infecere* beschmutzen/einfärben, fand im Gefolge der Pestwellen in Europa seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Eingang in zahlreiche Landessprachen.² Der Begriff ist von Anfang an auf die *contagio*/Kontagenziosität (lat. Berührung) bezogen und wird im Deutschen im 16. Jahrhundert synonym zu Ansteckung gebraucht. Beide Begriffe finden in dieser Zeit einen reichen Niederschlag in den Stadtarchiven, in medizinischer und theologischer Literatur. Ein Universallexikon aus dem 18. Jahrhundert hält die doppelte Bedeutung von *infectio* so fest:

Infektio heisst eine Ansteckung, wenn man von einer bösen Seuche, als Pest, angesteckt wird. Sonst heißt Infektio auch soviel als gefärbet. Eine Farbe.³

„Theologie infiziert“ nimmt anno 2021 angesichts der Covid-19-Pandemie den Begriff der Infektion in metaphorischer Rede auf, um zum Ausdruck zu bringen, dass wir uns hermeneutisch den „Zeichen der Zeit“ stellen wollen und unsere Theologie damit thematisch von der Pandemie berühren lassen, in der Folge aber auch zu einer Immunreaktion beizutragen hoffen.

1. *Wir sind der Text – Perspektiven der interkulturellen Theologie*

Interkulturelle Theologie hat eine Plattform kreiert, auf der auch während der Covid-19-Pandemie die verschiedenen kontextuell bedingten

² Vgl. Annemarie Kinzelbach, *Infection, Contagion, and Public Health in Late Medieval and Early Modern German Imperial Towns*, *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 61, 2006, 369–389.

³ Johann Heinrich Zedler, *Art. Infectio in: Grosses vollständiges Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste 1739*, Bd.14, Sp. 672.

theologischen Reaktionen miteinander in Dialog treten können. Diese religiöse Rede entfaltet ihr Sujet in den drei Dimensionen Mythos – Ritus – Ethos, orientiert an drei Imperativen, einem hermeneutischen, einem identifikatorischen und einem dialogischen.

Kontextualität und Interkulturalität

Wer hier und jetzt Theologie betreiben will (*doing theology*), kann das nur im Angesicht der Pandemie tun! Theologie ist immer kontextuell. Aber nicht alle Theolog:innen reflektieren das auch bewusst, viele erheben stattdessen selbst immer noch Anspruch auf universale Gültigkeit und Dauerhaftigkeit. Wenn aber gilt, dass Theologie kontextuell ist, dann bedarf sie zugleich interkultureller Vermittlung, denn das Christentum ist heute eine globale Erzähl- und Interpretationsgemeinschaft. Angesichts der Vielfalt traditioneller und kultureller Prägungen sollten wir denn auch besser von globalen Christentümern sprechen.⁴

Die hier notwendige Interkulturelle Theologie ist nun keinesfalls eine neue Metatheologie, sondern fördert einen Habitus des Respekts und der Anerkennung, reflektiert Begrifflichkeiten, Methoden und theologische Modelle, stellt Dialogregeln bereit, akkumuliert das kontextuelle Wissen und kreiert einen „Dritten Raum“ der Begegnung.⁵ Dieser imaginierte Raum wird erst eröffnet, wo Menschen sich konkret begegnen. Sie kommen mit unterschiedlichen Glaubensüberzeugungen, kulturellen Prägungen, ethnischen und sozialen Hintergründen, körperlichen Verfassungen und sexuellen Orientierungen. Der „dritte Raum“ ist also keinesfalls „herrschaftsfrei“ im Sinne des Dialoggedankens der Frankfurter Schule, die Machtverhältnisse müssen vielmehr immer mitbedacht

⁴ Den durch die Kontraktion von „global“ und „lokal“ entstandenen Neologismus „glokal“ übernehme ich von dem britischen Religionssoziologen Roland Robertson, der damit die Resistenz lokaler Kulturen gegenüber der neoliberalen ökonomischen Globalisierung beschreibt. Dies erinnert nicht zuletzt an Spontisprüche aus den 1980ern wie „Global denken, lokal handeln“ oder die Rede vom „global village“. Letztere stellt in Anbetracht der rasanten Ausbreitung des Virus gerade wieder ihre Gültigkeit unter Beweis.

⁵ Vgl. zu den folgenden Ausführungen Volker Küster, Einführung in die interkulturelle Theologie, 2010.

und analysiert werden. Interkulturelle Theologie hat konstitutiv eine ethische Orientierung und erfordert einen Habitus der Empathie.⁶

Religionsphänomenologische Dimensionen: Mythos – Ritus – Ethos

Wer so Theologie betreibt, weiß sich der Covid-19-Pandemie existentiell ausgesetzt. Theologie wird gewissermaßen selbst infiziert. Als Religionswissenschaftler nehme ich Religionen phänomenologisch in drei Dimensionen wahr, die einander bedingen: Mythos – Ritus – Ethos. In der Corona-Krise muss die christliche Theolog:in alle drei bedenken. Welche Interpretationsmuster hält der *Mythos* bereit, um hier sprachfähig zu werden? Ist die Pandemie etwa eine Strafe Gottes für die Sünden der Menschheit, oder ist Jesus Christus in den Infizierten auf der Intensivstation gegenwärtig, denen die Krankheit den Atem nimmt? Bringen wir unsere Klage vor Gott!

Die Kirche ist auch selbst infiziert, vertraute Formen des gemeinsamen Gottesdienstes müssen ausgesetzt werden. Gesang verhallt in leeren Sakralräumen, das digitale Abendmahl scheint sinnentleert. Wir müssen den *Ritus* neu erfinden und mit Sinn erfüllen. Schließlich stellt sich die Frage, ob ein christliches *Ethos* Menschen im Blick auf Triage, den Impfkompex etc. Orientierung geben kann? Gelingt es einer solchen Theologie Andere vergleichbar den Mechanismen einer Impfung, zu „infizieren“, um eine Immunreaktion zu provozieren, die es ermöglicht, Alternativen zum viel beschworenen „New Normal“ zu imaginieren?

Gleichzeitig legen nicht nur wir das Virus⁷ aus, das Virus legt auch uns aus. Das Virus ist nicht der metaphorisch beschworene Gleichmacher, es hat gerade umgekehrt die große Ungleichheit, die unsere Welt prägt, schonungslos entlarvt. Zwar können wir uns prinzipiell alle ohne unser

⁶ Vgl. Joo Mee Hur, *Inheriting the Mother's Name. Women's Subjectivity, Intercultural Theology and the Arts* (erscheint 2022).

⁷ Die offizielle Benennung des aktuellen Virus ist SARS-CoV-2, Schweres-akutes-Atemwegssyndrom-Coronavirus Typ 2 (severe acute respiratory syndrom coronavirus type 2), der Einfachheit halber wird allerdings oft nur die Bezeichnung der Virusfamilie Corona verwendet. Die Infektionskrankheit, die das Virus auslöst, wird Covid-19 genannt. Mutanten des Virus wiederum bekommen ein eigenes Kürzel. Wir schließen uns der gängigen Praxis an und sprechen von Coronavirus und Covid-19-Erkrankung.

Zutun infizieren, aber manche sind dem Virus mehr ausgesetzt als andere. Für den Großteil der Menschheit wäre nichts schlimmer als die Rückkehr zum „Old Normal“. Allerdings gibt das aktuelle Geschehen in der globalen Impfstoff-Verteilung wenig Anlass zur Hoffnung, dass hier ein Umdenken in Sicht ist.

Der hermeneutische Imperativ

Kontextuelle Theologie ist hermeneutische Theologie. Sie entsteht im hermeneutischen Zirkel zwischen Text und Kontext immer wieder neu. Der Kontext evoziert das Relevanzkriterium. Was hat der christliche Glaube mir zu bieten? Theologie muss diese Frage immer wieder neu beantworten. Nur ein verstehender Glaube hat Bestand. Vertreter einer Hermeneutik des Einverständnisses halten dem entgegen, dass der Text sich selbst auslegt, in seiner Wahrheit selbstevident ist. Jegliches Heischen nach Relevanz sei daher unangebracht.

Kontextuelle Theologie praktiziert eine Hermeneutik des Verdachts. Nicht nur gegenüber jeglicher Interpretation des christlichen Glaubens, sondern auch gegenüber dem Text selbst. Ersteres hat sie von der Theologie der Befreiung gelernt, Letzteres von den feministischen und postkolonialen Theologien. Wer liest biblische Texte mit welchem Interesse? Schon die Konquistadoren begründeten ihre blutige Kolonisierung Lateinamerikas mit ihrem von Rom verliehenen Mandat zur Evangelisierung, noch die Militärdiktatoren ließen sich von willfährigen Bischöfen ihr unterdrückerisches Regime absegnen. Die Kirche wird immer wieder zur Komplizin der Mächtigen und bereichert sich. Dies jedoch steht in klarem Widerspruch zum Text.

Hier greift das Identitätskriterium. Jegliche Theologie muss erneut am Text gemessen werden. Schon Bartholomé de Las Casas (1484–1566) entdeckte bei der Lektüre von Jesus Sirach 34 die Armen und Unterdrückten in der lokalen Bevölkerung wieder und wandte sich in der Folge gegen das koloniale System und seine kirchliche Rechtfertigung, dem er selbst lange gedient hatte. In der zweiten Hälfte des 20. Jh. wurde dann der Exodus zum generativen Thema einer Theologie der Befreiung, die den Nachfahren der Indigenas, den Armen und Unterdrückten der Militärdiktaturen Lateinamerikas, die hoffnungsvolle Botschaft des christlichen Glaubens verkündete.

Vertreter:innen einer *Native American*-Theologie und nach ihnen der postkolonialen Theologie kehrten die Hermeneutik des Verdachts jedoch auch gegen ihre eigenen Verbündeten, indem sie darauf hinwiesen, dass das Land nicht leer war.⁸ Die Befreiung der Einen kann neue Unterdrückung und Unrecht für Andere nach sich ziehen. Hier kommt als drittes das Dialog-Kriterium ins Spiel. Jede kontextuelle Theologie muss sich auf dem Forum der globalen Erzähl- und Interpretationsgemeinschaft bewähren, die das Christentum heute darstellt.

Einen radikalen Perspektivenwechsel hat Chung Hyun-Kyung mit ihrem Postulat „Wir sind der Text und die Bibel und die Tradition der christlichen Kirche sind der Kontext unserer Theologie“⁹ vollzogen. Die Erfahrungen von Menschen mit Gott in ihren konkreten Lebensverhältnissen, die sie in ihren *stories* teilen, werden zum Ort der Theologie. Damit wird deutlich, wir können in den hermeneutischen Zirkel sowohl über den Text als auch den Kontext eintreten. Musimbi Kanyoro schließlich hat die Hermeneutik des Verdachts auch gegen den Kontext gekehrt. Wo etwa traditionales afrikanisches und christliches Patriarchat sich wechselseitig verstärken, müssen Text und Kontext aus der Perspektive der befreienden generativen Themen des Textes und des Kontextes kritisiert werden.¹⁰ So entsteht ein System von Überprüfung und Ausgleich (*checks and balances*), das uns auch bei der religiösen Rede im Kontext der Covid-19-Pandemie leitet.

Ich verstehe die Geschichte der Hermeneutik, in die die kontextuelle Hermeneutik als neueste Variante eingetreten ist, als ein Spiel, in dem jeder Aktant, Autor:in – Text – Leser:in – Kontext, schon einmal die leitende Rolle eingenommen hat. Solange die anderen Spieler „auf dem Feld“ bleiben, funktioniert das. Die Autor-orientierte Hermeneutik (F.D.E. Schleiermacher) will den Autor besser verstehen als er/sie sich selbst. Die Text-orientierte Hermeneutik (Umberto Eco) spricht demgegenüber wenig schmeichelhaft vom „Tod des Autors“ und der „Autonomie des Textes“. Die Leser-orientierte Hermeneutik räumt dann den Leser:innen

⁸ George E. „Tink“ Tinker, *American Indian Liberation. A Theology of Sovereignty*, 2008, 131f.; Musa Dube, *Postcolonial Feminist Interpretation of the Bible*, 2000, 61.

⁹ Chung Hyun-Kyung, *Struggle to be the Sun Again. Introducing Asian Women's Theology*, 1990, 111.

¹⁰ Musimbi Kanyoro, *Introducing Feminist Cultural Hermeneutics. An African Perspective*, 2002.

einen sinn-konstituierenden Raum im Text ein (Wolfgang Iser). Die kontextuelle Hermeneutik schließlich stellt mindestens eine zweifache Frage nach dem Kontext, dem der Autor:in und dem der Leser:in. In diesem hermeneutischen Zirkel wird Sinn produziert und der Prozess gleichzeitig immer wieder kontrolliert. Der Kontext steht zu allen drei anderen Aktanten in Beziehung. Graphisch lässt sich dies als ein Prisma darstellen. Ich plädiere dafür, Texte und Kontexte mithilfe dieses Prismas zu lesen, also immer alle vier Perspektiven in der Sinnproduktion und ihrer Kontrolle mitzunehmen.

Der identifikatorische Imperativ

Die Christologie ist das Epizentrum der kritischen Reflexion über den christlichen Glauben. Jede Generation und jede christliche Gemeinschaft müssen erneut eine Antwort auf Jesu Frage „Wer aber sagt ihr, dass ich sei“ (Mk 8,29) finden, die am Text verifizierbar ist. Trinitäts- und zwei Naturen-Lehre sind Antworten der Kirchenväter, die Leerstellen im biblischen Text mit Hilfe hellenistischer Philosophie und römischem Rechtsdenken zu füllen versucht haben und in der Folge geradezu *identity marker* des christlichen Glaubens geworden sind. Der christologisch motivierte Konsens der ersten fünf Jahrhunderte (*consensus quinque secularis*) steht in einem globalisierten Christentum in der Vielfalt der Kontexte stets aufs Neue zur Verhandlung. Schon Paulus hat das vielzitierte Motto ausgegeben „Den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche“ (1. Kor 9,20f.). Warum sollte der christliche Glaube heute also nicht in den Denkkategorien anderer Kulturen und Religionen ausgedrückt werden?

Für die Christologie heißt das konkret, dass sich Menschen immer wieder neu mit Jesus Christus in ihrem jeweiligen Kontext identifizieren oder identifiziert werden. Die lateinamerikanische Befreiungstheologie hat Jesus in den Armen und Unterdrückten entdeckt, für die Schwarze Theologie ist er präsent in schwarzen Gettos, für die Minjung-Theologie im leidenden koreanischen Volk, in Indien ist er ein kastenloser Dalit, in Japan ein „unreiner“ Burakumin. Auch feministischen Theologien unterschiedlichster Couleur ist er zu einer der ihren geworden.

Diese Identifikationen mögen uns auf den ersten Blick exotisch erscheinen. Aber schon Martin Luther sah in der Heidelberger Disputation (1518) nur denjenigen als Theologen an, der Gott im Leiden und Kreuz begegnet. Mathias Grünewald malte kongenial einen Gekreuzigten,

der von den Schwere[n] einer tödlichen Epidemie gezeichnet war, die die Patient:innen eines Hospiz in Isenheim dahinraffte, in dem sein Altarretabel zur Aufstellung kommen sollte.¹¹ Während westliche feministische Theologinnen, besonders provokant für all jene, die Frauen aufgrund ihres biologischen Geschlechts die Ordination verweigern, fragten „Kann ein männlicher Erlöser Frauen erlösen“ (Rosemary Radford-Reuther) und zudem „was ist das für ein Vater, der seinen Sohn am Kreuz schlachtet“ (Dorothee Sölle), sahen Theologinnen aus der Dritten Welt Jesus als einen, der sie als Frauen annahm. Zugleich entdeckten sie aber auch das weibliche Gesicht Jesu Christi.¹²

Der dialogische Imperativ

Der christliche Glaube hat ähnlich wie Islam und Buddhismus einen universalen Heilsanspruch, er drängt über sich hinaus und betreibt Mission. Damit hat er viel Unglück und Unrecht über die Welt gebracht. Aber es gibt auch Befreiungsgeschichten zu erzählen, von Bildung und medizinischer Versorgung für die Armen und Unterdrückten, Frauen und Kinder vorneweg. Mission kann sich heute nur noch dialogisch gestalten, im Respekt für die Differenz der Anderen. Dabei können wir aus den Erfahrungen im interreligiösen Dialog durchaus etwas lernen.

Zugleich gilt, dass wer einen Dialog mit Angehörigen anderer Religionen sucht, zwar Zeugnis von seinem Glauben ablegen darf und muss – sonst wäre es ein Seminar in vergleichender Religionswissenschaft – aber dies nicht mit der Intention der Bekehrung des Anderen, sondern dem gegenseitigen Verstehen und der gemeinsamen Suche nach Wahrheit verpflichtet. Aufgrund der schmerzhaften Erfahrung von Kolonialismus und dem damit einhergehenden westlichen Vormachtsdenken und christlichem Sendungsbewusstsein – der „Bürde des weißen Mannes“ (*White man's burden*; Rudyard Kipling) „den Wilden“ die Zivilisation des

¹¹ Der Hospizorden der Antoniter war eigens gegründet worden, um Menschen, die am sogenannten Antoniusfeuer bzw. „heiligen Feuer“ oder Brandseuche (*Ergotismus gangraenosus*) litten, zu pflegen, oft genug bis zum Tode. Ausgelöst wurde diese Krankheit durch den Verzehr von Mutterkorn, einem Getreidepilz, der in entsprechenden Mengen das Mehl vergiften kann.

¹² Vgl. Volker Küster, *Christologie interkulturell. Die vielen Gesichter Jesu Christi*, 2021.

„christlichen Abendlandes“ bringen zu müssen, dem was heute *white supremacy* genannt wird – vermuten Angehörige anderer Religionen hier eine verdeckte christliche Missionsstrategie. Sie kritisieren denn auch, dass der moderne interreligiöse Dialog als genuin christliche Initiative noch weitgehend von christlich gefärbter Terminologie dominiert wird.

In diesem postkolonialen Zwielficht müssen Theolog:innen im globalen Süden immer wieder erneut rechtfertigen, warum sie an der Religion der Unterdrücker festhalten. Daraus ist ein reicher Schatz an kontextuellen Theologien entstanden, von denen wir lernen können, nicht nur, was die Methode betrifft, sondern auch die Inhalte. Der christliche Glaube ist dialogoffen. Gott hat sich in Jesus Christus verwundbar gemacht, bis in den Tod am Kreuz der römischen Kolonialmacht. Gott selbst ist Gott in Gemeinschaft. Gott wendet sich der Welt zu und kommuniziert mit der ganzen Schöpfung, so wie die göttlichen „Personen“ miteinander kommunizieren. Dieses Verhältnis wird im Text mit Vater, Mutter und Sohn-Metaphern beschrieben, die *familia Dei* transzendiert Gender-Zuschreibungen. Gott ist Gott im Dialog.

Im Dialog mit Andersgläubigen heißt das in unserem Zusammenhang, diese darauf zu befragen, wie sie die Corona-Krise interpretieren (Mythos), wie sie ihre religiöse Praxis der Situation anpassen und welche neuen sozialen Formen sie dafür entwickeln und wie sie diese gestalten (Ritus) aber auch, wie ihr Handeln in der Ausnahmesituation durch ihren Glauben bestimmt wird (Ethik).¹³

¹³ Das englische *interfaith dialogue* ist darum auch eine angemessenere Bezeichnung als *interreligious dialogue*, da es nicht um ein Gespräch zwischen Körperschaften, sondern Gläubigen aus unterschiedlichen religiösen Traditionen geht. Es kann denn auch nie um dauerhafte Vereinbarungen, sondern lediglich um wechselseitiges Verstehen und gemeinsames Handeln in einer konkreten Situation gehen. Zu interreligiösen Positionen zur Covid-19-Pandemie vgl. Dorothea Erbele-Küster / Volker Küster (Hgg.), *Between Pandaemonium and Pandemethics* (in Vorbereitung).